

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Leben.

Zwölfter Jahrgang.

Redakteur: E. d'Oench. Druck und Verlag der Königlichen Hof=Buchdruckerei von H. d'Oench in Liegnitz.

№ 16. Dienstag, den 23. Februar 1847.

Meister Amand, der Katzenfänger.

Die Sittenlehrer geben Leuten, die ihr Gutes nicht zu erkennen und zu schätzen wissen, den Rath, sich an die Stelle derer zu setzen, die von dem Guten, das ihnen zu Theil geworden ist, vieles entbehren müssen. Ein sehr zweckmäßiger und heilsamer Rath. Wer weiß nicht aus eigener Erfahrung, daß wir viele Dinge mit ganz andern Augen ansehen, und daß uns ihr Werth viel einleuchtender wird, wenn wir in Gefahr sind, sie zu verlieren, oder wenn wir sie auf eine Zeit lang entbehren müssen. Man sollte glauben, daß diejenigen, welche früher in dürftigen Lebensverhältnissen gewesen, durch günstige Umstände nach und nach zu einem sorgenlosen Auskommen gelangt sind, von obiger Wahrheit mehr durchdrungen sein sollten, als die, welche niemals mit Kummer und Sorgen gekämpft haben. Das ist jedoch leider häufig nicht der Fall. Ich spreche hier nicht von den sogenannten Parvenu's. — Es giebt leider auch in L. manchen Bürger der das Glück, sein behagliches Auskommen zu haben, nicht zu schätzen weiß, der damit nicht zufrieden auf unerlaubte Weise sich Bequemlichkeiten zu verschaffen und wohl auch gar sich zu bereichern sucht.

So mancher der vor Aller Augen die Kirchengebote erfüllt, alle „heiligen" (?) Ceremonieen mitmacht, thut dies nur in der Absicht, um von andern für fromm gehalten zu werden, um unter dem Deckmantel der Frömmigkeit Schlechtigkeiten auszuüben und den Verdacht, ein Schurke zu sein, von sich abzuwenden. Denn, schließt ein solcher Duckmäuser, wer wird an mir, der ich jeden Sonntag die Kirche besuche, der ich Alles thue, was man von einem rechtgläubigen Christen verlangt, der ich nichts als „Kirchenblätter" und „erbauliche Schriften" lese, der ich sogar noch fromme Werke thue, eine Schlechtigkeit suchen? Bei jeder noch so geringen Veranlassung rufen sie Gott den Herrn an; „Unser Herr Gott gebe nur" oder „wenn mir Gott der Herr das Leben schenkt" oder mit Gott des Herrn Hülfe" oder „unser Herrgott hilf nur" sind bei ihnen stehende Redensarten, die sie bei jeder Redewendung anzubringen wissen, aber im Herzen da denken sie an keinen Gott oder höchstens an den Gott „Mammon"!

In ihrem beschränkten Geiste hat wohl auch der Glaube Raum genommen, daß alle Schlechtigkeiten vor Gott durch strenge Erfüllung der Kirchengebote wieder gut gemacht würden und haben sie nun gar wieder einmal das Abendmahl empfangen, dann denken sie sich rein von Schuld wie ein neugeborenes Kind.

Sie sehen die Religion nicht als Bedürfniß des Menschen, sondern als ein Bedürfniß Gottes an, sie halten die Gottesverehrung für einen Frohndienst, den sie Gott bringen müssen, wenn es ihnen wohl gehen soll, und dienen Gott nur, damit es ihnen wohl gehen möge, d. h. in der Hoffnung, er werde ihnen dafür wieder Dienste erweisen und ihnen recht viel Güter schenken!

Es sind schon öfters Klagen darüber laut geworden, daß in einer Gegend der Stadt L. die Hauskatzen verschwinden oder mit zerfleischten und zerbrochenen Pfoten von ihren Promenaden auf Dächern und Mauern ihren Herren wieder zulaufen. Ein Kaufmann in L. hat sogar öffentlich demjenigen eine Belohnung versprochen, der ihm den Katzenfänger so namhaft machen würde, daß er zur Rechenschaft gezogen werden könne. Denn daß ein dasiger Einwohner sich auf die Industrie, Katzen zu fangen, gelegt habe, darüber stimmen alle überein, die den Verlust einer solchen zu beklagen haben.

Auch Meister Amandus ist einer von den Frommen, denn der Glockenschlag ruft stets ihn zu der Kirche hin! Wir sehen ihn an einen Wintertage vor seiner Hausthüre, angethan mit einem stattlichen Pelze, in Unterredung mit einem seiner Nachbarn.

Amand. Guten Morgen Nachbar, 's ist heute kalt.

Nachbar. Ja, ja, der Januar läßt sich hart an; heute muß einem ein solcher Pelz, wie Sie ihn da an haben, gute Dienste leisten. Was kostet der Pelz?

Amand. (Erröthend.) Circa 20 Rthlr. kommt er mir zu stehen.

Nachbar. 'S ist wohl Astrachan-Pelz?

Amand. Nein 's ist ein Katzen-Pelz!

Nachbar. Ein Katzenpelz, i der Tausend, wo haben Sie denn die vielen Felle dazu aufgetrieben?

Amand. (Wieder erröthend), ich habe den Pelz schon fertig gekauft, in Liegnitz.

Nachbar. So so, na ich zweifle nicht!

Der Nachbar schien aber dies nicht zu glauben, weil auch ihm eine Katze abhanden gekommen war und entfernte sich kopfschüttelnd. Warte sagte er bei sich, jetzt werde ich aufpaßen auf dich Herr Amandus, du bist der Katzendieb.

Meister Amand ließ sich seitdem außer seiner Wohnung nicht mehr in dem Pelze sehen, stellte aber doch das Katzenfangen nicht ein.

Der Nachbar, der alle seine Schritte beobachtete, bemerkte eines Abends, wie jener auf dem Dache seines im Hofe erbauten Holzstalles ein Marder-Eisen aufstellte und nicht lange währte es, so hatte auch schon ein Kätzchen sich gefangen, die Amandus sogleich in Besitz nahm, schlachtete und abzuledern begann.

Nachbar, (auf den Grenz-Zaum steigend.) Ei Herr Amandus, jetzt weiß ich besser, wie Sie zu ihrem schönen Pelze gekommen sind, der hat Ihnen schwerlich 20 Rthlr. gekostet.

Amand, (das Schlachtmesser vor Schreck fallen lassend). Ach Herr Nachbar verrathen Sie mich, hier ist ein Thaler, wenn Sie schweigen.

Nachbar. Damit bin ich nicht zufrieden, Sie müssen mir auch noch 10 Sgr. für meinen schönen Hahn geben, der zweifelsohne auch von Ihnen gefangen und verspeist worden ist.

Amand. Ich bitte Sie um Gotteswillen nicht so laut, es könnte unser Gespräch jemand hören; ich gebe Ihnen gern die 8 gGr. wenn Sie mir Schweigen geloben.

Nachbar. Na für diesmal sollen Sie mit dem Schreck und 1 Rthlr. 8 gGr. wegkommen, wenn Sie aber wieder das Marder-Eisen aufstellen, statt Marder aber Katzen und Hühner fangen, so werde ich's der Polizei anzeigen!

Meister Amand hatte bei dem Katzenfangen einen doppelten Vortheil im Auge, denn außer den Fellen, von denen er sich einen Pelz hatte fertigen lassen, ließ er sich das Fleisch wie einen Hasen braten. Zu solcher Industrie treibt ihn keineswegs die Armuth und die Noth, denn er treibt eine einträgliche Profession und man ahnt in ihm schwerlich den Katzendieb, denn er ist ja ein frommer Mann. Seine Frau ist eine Kränzel-Dame und während sie die Abende in Gesellschaften fern von ihrer Familie zubringt, hat Amand daheim andern Zeitvertreib.

Der Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Dreißig Tage schwankte die Marianne schon auf dem Ocean umher, ohne ihrem Ziele näher zu kommen. Durchaus widriger Wind, der nicht erlaubte auch nur den geringsten Gebrauch von dem Segelwerke zu machen, war nach Aussage des Kapitäns Ursache dieser mißlichen Lage.

Der Mundvorrath der Auswanderer schmolz zusammen, viele Weiber und Kinder lagen krank in den Hängematten und Trübsinn und lautes Murren traten an die Stelle des frohen Gesanges.

Ueberall tröstend und die hilflose Lage erleichternd eilten Vater Will, der greise Pfarrer und Andreas, seine rechte Hand, von einem Leidenden zu dem anderen. Des Trostes milder Balsam floß wirkungsreich von seinen Lippen, während die freundliche Unterstützung von Seiten Andreas, den Kranken neuen Muth und Hoffnung einflößten. Marie weilte mit hingebender Liebe und Aufmerksamkeit bei der Mutter des Geliebten, die eben von der Seekrankheit genas, und nur der Abend, an seiner und Vater Will's Seite, im erbauenden Gespräche auf dem Verdeck zugebracht, entschädigte sie für manchen bitteren und unangenehmen Augenblick, der ihr den Tag über in dem engen, dunstigen Raum der Auswanderer geworden.

Am Abend des dreiunddreißigsten Tages verhüllte ein grauer Nebel das Firmament, kein Stern war zu erblicken und das düstere Gewölk umlagerte den Umkreis des Horizonts.

Der Kapitän schaute hinaus und wechselte geheimnißvolle Worte mit dem Steuermann, dieser theilte sie wieder der Mannschaft mit und bald waren Winke und Zeichen unter dem Schiffsvolke im Gange.

Das dunkle Gewölk am Horizont stieg immer mehr in die Höhe und machte einer undurchdringlichen Finsterniß Raum. Andreas und Vater Will, die nach gewohnter Weise oben waren, sahen mit besorgtem Blicke die veränderten Wetterzeichen. Eine leichte Brise sprang jetzt auf und hauchte über das Schiff und obwohl dem Kundigen ein bald ausbrechender Sturm gewiß sein mußte, so ließ der Kapitän in diesem kritischen Momente das große Segel los, welches sich auch bald füllte, bald schlaff an den Mast wieder zurück schlug. Jetzt begann ein Getöse, wie das Rollen des fernen Donners, kein Luftzug unterbrach mit Säuseln das unheimliche Rauschen aus der Ferne, eine schwarze Wolke lagerte sich auf das Meer, sie brauste näher und näher, — und mit all' seinen Schrecken und furchtbarer Gewalt stürzte sich der Orkan auf das Schiff. —

Der erste Stoß war schrecklich. Die Rippen des alten Seglers krachten und bogen sich, der Spiegel erhob sich hoch auf den schäumenden Wogen, während der Bug sich tief in die Fluth tauchte und von dem Bugspriet nichts mehr zu sehen war.

Das Schiff richtete sich bald wieder auf und lag unbeweglich auf dem mit milchweißem Schaum bedeckten

Meere. Erschrocken und fast ganz außer Faßung commandirte jetzt erst der Kapitän die Segel einzureffen; doch die Mannschaft stand noch ganz betäubt von dem Ereigniß und hielt sich an den Masten und Kajüten. Andreas, dessen Blut fast zu Eis in den Adern geworden, hielt Vater Will in seinen Armen, der von der Erschütterung gegen das Tafarell gestürzt war, und trug ihn dann, schnell gefaßt, bis auf die Haut von den Sturzwellen durchnäßt, an die Lucke, wo er die Treppe mit ihm hinabstieg. Im Augenblick befand er sich wieder auf dem Verdeck neben dem Kapitän; voll Muth und Entschlossenheit hatte er schnell die Zerstörung und ihre Ursache überschaut, er sah die Unentschlossenheit der Matrosen und wollte sie beschämen. Herr, es ist doch keine Gefahr? — gebraucht ihr meiner kräftigen Hülfe? — gebietet über meinen Arm! rief er dem Kapitän durch den Lärm entgegen und zeigte zwei kräftige, muskulöse Arme.

Ohne Sorge, — ich bedarf dessen nicht und Ihr thut besser das Deck zu verlassen, als hier die Mannschaft durch unnöthiges Gaffen in der Arbeit zu stören! lautete die mürrische Antwort und gekränkt entfernte sich Andreas von seinem Posten.

Ehe der Befehl wiederholt wurde, wälzte sich der zweite Stoß heran, abermals bog und dehnte sich das Schiff, in seinen Grundfesten erschüttert, die Wogen stürzten sich darüber her, der Mast bog sich und lag bald zersplittert auf dem Verdeck. Ein Schrei des Entsetzens drang aus dem unteren Raume. Die Kranken fielen aus ihren Betten, der Säugling wurde durch die Gewalt des Stoßes von der Mutterbrust gerissen, das Wasser drang durch die Lucken und vermehrte den Schrecken. Der herabgefallene Mast warf einige Matrosen in die See, einige Minuten kämpften sie mit den Wogen, dann schlossen sie sich auf ewig über ihnen. Auch der Kapitän wurde von ihm erreicht und auf die linke Seite des Schiffes geschleudert, wo ihn Andreas noch zur rechten Zeit auffing, um ihn vor einem ähnlichen Schicksale zu bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Köln. Kurz vor dem hiesigen Bahnhofe der rheinischen Eisenbahn ereignete sich dieser Tage Vormittags bei der Rückkehr einer im außergewöhnlichen Dienste entsendeten Lokomotive, welche mit leeren Güterwagen ankam, der Unfall, daß eine andere aus dem Bahnhofe zum Wasserziehen in Thätigkeit gesetzte Lokomotive mit dem ankommenden Zuge zusammen stieß und der Heizer der ersteren, welcher zwischen die Maschine und den Tender gerieth, einen Beinbruch erlitt. Im Uebrigen ist Niemand verletzt; und es sind die Lokomotiven nur unbedeutend beschädigt worden.

Notizen.

(Josias v. Rantzau.) Von diesem merkwürdigen Haudegen entwirft Barthold in seiner trefflichen Geschichte des großen deutschen (30jährigen) Krieges ein interessantes Bild. Dieser holsteinische Edelmann entlief als dreizehnjähriger Knabe seinen Eltern, trat in die Leibwache des Prinzen von Oranien, diente dann den Dänen, nachher den Kaiserlichen, trat dann unter schwedische Fahnen und lief endlich zu den Franzosen. Er wollte lustig leben, wollte Ruhm und Sold, und alles Das wurde ihm zu Theil. In der Liebe hatte der kecke Bursch so viel Glück, daß man ihn, wie es scheint mit Unrecht, für den Vater König Ludwig des Vierzehnten ausgab. Rantzau war einer der größten Trinker und Raufer seiner Zeit. Nachdem er 1645 katholisch geworden war, gab man ihm den Marschallstab und die Herzogswürde mit 50,000 Thalern Einkünften. Er starb, nachdem er in Saus und Braus seine sämmtliche Habe und die reiche Mitgift seiner Frau vergeudet hatte, noch nicht 40 Jahre alt. An seinem Leibe trug er sechzig Wunden; von allen Gliedern, welche der Mensch doppelt hat, besaß Josias v. Rantzau nur noch eins. Balgen und Raufen war sein zweites Element; um diesem fröhnen zu können, mischte er sich verkleidet unter die gemeinen Soldaten, und mit dem Oberst Wieringshofen schlug er sich einst, weil dieser — seinen Namen nicht richtig geschrieben hatte! In seinem Geschlecht ging die Sage, Rantzau's Urgroßmutter habe einst eine Nixe entbunden und von dieser dafür Gold erhalten, woraus sie eine Münze, einen Häring und einen Spinnrocken habe verfertigen lassen. Auf Josias erbte der Häring; er ließ ihn in seinen Degengriff einschmieden und hielt sich nun für unüberwindlich. Als aber Kaspar von Borkwald das Geheimniß ausplauderte, warf Josias den Degen in den Rhein und bestand einen Zweikampf mit dem Beleidiger. Damals waren solche Raufereien, die man jetzt wieder für ritterlich ausgeben will, obwol sie nur eine Brutalität sind, an der Tagesordnung. Der berühmte Johann von Werth, ein Bauernsohn, der in der That ein Ritter war, befand sich einst an der Tafel des Kurfürsten von Köln. Als man dort ein Stündlein oder etliche sich verlustiret, gerieth der Oberst v. Merode mit dem Obersten Philippi in Händel. Die Ruhestörer wurden aus der Thür geworfen. Merode blieb ergrimmt und mit gezogenem Säbel an der Hausthür stehen. Als nun Johann von Werth Abschied genommen hatte, um sich nach Hause zu begeben, rannte Merode auf ihn zu und rief: Einer sei so gut wie der Andere. Also zog auch Johann von Werth vom Leder, erlegte den von Merode in geregeltem Zweikampfe, und damit war Alles abgethan, kein Hahn krähte danach. Das war damals Zeitgeist.

(Eine wahre Anekdote von Friedrich dem Großen.) Folgende wahre Anekdote möge als ein Beweis gelten, wie sehr Friedrich II. religiöse Ansichten und Ueberzeugungen ehrte, besonders wenn sie zugleich practisch ins Leben traten, wodurch sie allein

nur einen Werth im Zusammenleben mit Andern erhalten können. Einer der bravsten und tüchtigsten Generäle Friedrichs war der General von Tettau, auf welchen er, wegen der unerschütterlichen Treue und der erprobtesten Verlaßbarkeit dieses Mannes, ein unbedingtes Vertrauen setzte. Tettau war dabei äußerst religiös, d. h. er hielt nicht nur fest an die ihm mit seinem Katechismus eingeprägten Glaubenslehren, die er als unumstößlich wahr in seinem Innern aufgenommen hatte, sondern er gab auch diese Ueberzeugung durch seinen Lebenswandel kund. Deshalb nannte man ihn auch nur den frommen General. Zu Anfang des siebenjährigen Krieges, beim Eindringen der preußischen Armee in Böhmen, kommandirte Tettau die Avantgarde, bei welcher sich Friedrich gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Während eines höchst beschwerlichen Marsches durch die Grenzgebirge war er vom Pferde abgestiegen und ging neben dem General v. Tettau her, sich mit ihm unterhaltend. Es war in der Frühstunde; die Betglocke von einem benachbarten Dorfe tönte herüber. Tettau nahm den Hut ab, faltete die Hände und betete ein andächtiges Vater-Unser. Friedrich ließ ihn ruhig seine Andacht verrichten. Nachdem er vollendet hatte, sah ihn Friedrich mit seinem großen durchbohrenden Blicke an und sagte: „Höre er, Tettau! man nennt ihn nur den frommen General; glaubt er denn wirklich an Alles, was man so gewöhnlich Glauben nennt?" „Ja wahrhaftig! Ihre Majestät! das glaube ich steif und fest." Friedrich lächelte und suchte nun, im Fortgange der Unterhaltung, den frommen Tettau in allerlei Sophismen und Spitzfindigkeiten zu verwickeln, worauf der alte Degenknopf sich ebensowenig verstand, als daß sie ihn nur einen Augenblick in seinen Ueberzeugungen hätten wankend machen können. Endlich sagte Friedrich: „Nun, sehe Er Tettau; es heißt, man könne mit so einem Glauben, wie der seinige, Berge versetzen: das probire Er einmal jetzt, wir gingen dann bequemer, ich habe das Bergeklettern wirklich satt." Dieser Scherz, denn etwas anderes war es gewiß nicht, griff dem frommen Tettau ans Herz. Er blieb stehen, stellte sich kerzengerade vor seinen König hin, nahm ehrerbietig den Hut ab und sagte: „Ew. Majestät! Sie halten mich für keinen der schlechtesten Generäle Ihrer Armee und ich habe die Ueberzeugung, daß ich auch nicht dazu gehöre. Glauben aber Ew. Majestät, daß ich ohne meinen Glauben wäre, was ich bin, und daß, wenn nicht der größte Theil Ihrer Armee diesen Glauben mit mir theilte, wir so treu an unserm Könige und dem Vaterlande hingen und mit Freuden jeden Augenblick für beides sterben könnten —"? Friedrich wandte sich, ohne ein Wort weiter zu erwiedern, von ihm ab und setzte tief in Gedanken verloren seinen Weg neben Tettau fort. So gingen sie mehre Minuten still neben einander her. Endlich legte Friedrich seine Hand dem General Tettau auf die Schulter — bekanntermaßen eine große Auszeichnung bei diesem Monarchen, — blickte ihn mit einer unverkennbar freundlichen Rührung an und sagte: „Tettau! bleibe Er ja bei diesem Glauben: Er ist ein glücklicher Mann —".

Ein Barbier in England verweigerte seinem Geistlichen den Zehnten, und zwar deshalb, weil er das ganze Jahr nicht in die Kirche gegangen sei. Er mußte ihn dennoch geben, weil die Entscheidung dahin lautete: Die Kirche habe stets offen gestanden, warum sei er nicht hineingegangen. — Hierauf trug der Barbier auf eine Entschädigung Seitens des Geistlichen an, er habe sich das ganze Jahr hindurch nicht bei ihm rasiren lassen, und sein Laden habe doch offen gestanden. Auch der Geistliche mußte zahlen. — Wie du mir, so ich dir! —

Vor Kurzem ereignete sich der seltene Fall, daß ein Einwohner in Zell bei Würzburg nach 16jähriger Abwesenheit in den holländischen Colonien, in sein Vaterland zurückkehrte. Wir nennen diese Rückkehr selten; sie ist es in der That. Von 450 Deutschen, die mit ihm nach Batavia verschifft wurden, ist er der einzige, der sein Vaterland wieder sah; alle andern rieben die Kämpfe mit den Eingebornen und das tödtliche Klima auf. Und wie kehrte er zurück, mit siechem Körper vom beständigen Fieber befallen, ohne das Geringste zur Sicherung seiner Existenz, als eine Pension von — 64 Gulden jährlich. Der eben Erwähnte diente unter Chassé und in Ost- und Westindien.

(Beweis, daß Lord Byron sein Töpfchen Bier trank!) Man will wissen, daß dieser Beweis nur von einem Weltweisen Deutschlands geführt werden könne. Weil nun aber die Biermaße nach den verschiedenen Deutschländern verschieden sind, so wird der Eine: „daß Lord Byron seinen Seidel —", der Andere: „daß Lord Byron seinen Krug —", ein Dritter: „daß Lord Byron seinen Schoppen trank", und der Vierte und Fünfte ein Viertes und Fünftes beweisen müssen. Wenn, wie nicht zu bezweifeln steht, unsere Uebersetzer auch einigen Antheil an deutscher Weltweisheit haben, so werden auch diese ihren Beweis auf ihre Weise zu führen wissen. Herr Adolph Böttger, der Byronverdeutscher, ist in der Verfassung, jenen Beweis glänzend in Versen zu führen. Er läßt Byron in Beppo in der 48. Stanze sprechen:

Die Taxen lieb' ich, sind sie nicht zu zahlreich,
Auch hab' ich gern ein billig Kohlenfeuer,
Und ohne Beefsteak nenn' ich nie ein Mahl reich,
Ein Töpfchen Bier ist mir kein Ungeheuer,
Das Wetter lieb' ich, ist es nicht zu qualreich,
Das heißt, zwei Monde sind im Jahr mir theuer.
Gott möge König, Land und Kirche segnen,
Das heißt doch liebend aller Welt begegnen!

Am 1. Januar passirte durch Nischnei-Nowgorod, von Barnaul kommend und nach St. Petersburg bestimmt, ein Transport von 428 Pud (— 14980 preuß. Pf.) Gold, das in den Privatwäschen Sibiriens gewonnen worden ist.

Expedition: Beckerstraße No. 90.